

Patrick McGinley

HOUSE OF FEAR



Das teuflische Ritual

 Loewe

Weitere Bände der Reihe *House of Fear*:

Band 1: Der Zirkel des Bösen

Band 2: Die Mumie des Piraten

Band 3: Angriff der Spinnenmutanten

Band 4: Der Gott des Grauens

Band 5: Das Dorf der verlorenen Seelen

Band 6: Das teuflische Ritual

Patrick McGinley

HOUSE OF FEAR

Das teuflische Ritual

Unverkäufliche Leseprobe



www.houseoffear.de

*For
Lia, Margot and Leo
Stay out of the naughty spot!*



ISBN 978-3-7855-7645-8

1. Auflage 2013

Copyright © 2013 by Patrick McGinley

Copyright Deutsche Originalausgabe © 2013 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller

Literary Agency GmbH, München.

Umschlagillustration: Silvia Christoph

Umschlaggestaltung: Elke Kohlmann

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

VORWORT

Dies ist kein normales Buch.

Ein normales Buch liest man, findet es spannend,
lustig oder langweilig und legt es dann beiseite.

Dies ist ein gefährliches Buch. Wenn man nicht aufpasst,
kann es einem den Verstand rauben!

Ich habe diese Geschichte nicht geschrieben. Ich habe sie
gefunden. Im Keller eines Hauses, neben der Leiche eines
Schriftstellers, lagerten sie: Tausende eng bedruckter
Schreibmaschinenseiten, die mich magisch anzogen!

Während ich diese Geschichten las, wurde ich von Alb-
träumen und Visionen heimgesucht, die so echt wirkten,
dass ich fast vor Angst gestorben wäre.

Wie unter einem inneren Zwang habe ich sie nach und nach
bearbeitet. Eine böse Macht drängt mich, sie der Öffentlich-
keit zu präsentieren, auch wenn ich weiß, dass sie Verderben
über die Menschen bringen werden.

In der Hoffnung, ihren dämonischen Einfluss zu brechen
oder zumindest zu mildern, habe ich die Geschichten leicht
verändert. Die Orte und einige Namen habe ich geschwärzt,
damit niemand auf die Idee kommt, nach den
ursprünglichen Texten zu suchen.

Lies sie auf eigene Gefahr! Und wenn du nachts schweiß-
gebadet aus dunklen Träumen hochschreckst, dann bedank
dich nicht bei mir, sondern beim Verfasser selbst:
dem geheimnisvollen Marc Glick-Pitney.

Du bist gewarnt!

Patrick McGinley,
Herausgeber



Seine alten Finger spielten mit der Puppe. Er betrachtete ihre aufgemalten Augen und prüfte ihr blondes Haar zwischen Daumen und Zeigefinger. Sie trug ein blaues Kleid und weiße, flache Plastikschuhe. Mit ihrem gefrorenen Lächeln strahlte sie ihn an. Sie war perfekt. Dieses Mal würde es klappen. Er war vorsichtig gewesen. Er hatte sie sorgfältig ausgesucht. Das letzte Mal war ihr Kopf zu groß gewesen und ihre Haare ein wenig zu dunkel. Dieses Mal stimmte alles. Es *musste* klappen.

Er setzte sich in den Schaukelstuhl, der vor seiner Hütte stand, und wartete. Eine sanfte Brise strich durch die Äste der Sträucher, die auf der Insel wucherten. Leise plätscherte das Wasser am Ufer entlang. Der alte Mann nahm die Puppe in den Arm und wiegte sie sachte hin und her. Er blickte sie liebevoll an, als wäre sie lebendig. Als er den Kopf hob, hatte es bereits begonnen. Der Dunst, der über dem Wasser hing, verdichtete sich zu milchig weißen Schwaden. Das Zwitschern der Vögel in den Bäumen verstummte.

Der alte Mann erhob sich. Langsam ging er den Pfad entlang, der zwischen den Sträuchern hindurch ans Ufer des Flusses führte. Die Erwartung ließ ihn zittern. Er war sich sicher, dass er alles richtig gemacht hatte. Dies war

der Moment, auf den er all die Jahre gewartet hatte. Endlich würde der Schrecken ein Ende haben. Endlich würde er Ruhe finden.

Der Mann trat aus dem Gebüsch heraus. Hier endete der Pfad in einer matschigen Fläche. Die braune Erde am Flussufer war mit einer dünnen Schicht grüner Algen überzogen. Die Nebelwand war hier so dick, dass er das Wasser zwar hören, aber nicht sehen konnte. Er versuchte, den weißen Dunst mit seinen alten Augen zu durchdringen.

»Wo ist sie?«

Wie jedes Mal jagte ihm der Klang ihrer Stimme einen Schauer über den Rücken. Sie klang piepsig und freundlich, und dennoch schwang ein bedrohlicher Unterton in ihr mit.

»Wo ist meine Lupita?«

Jetzt trat sie aus dem Nebel heraus. Das Herz des Alten klopfte schneller. Ihr Anblick ließ ihn erschauern. Das lange blonde Haar umrahmte ein hübsches Mädchen Gesicht. Doch etwas störte den unschuldigen Eindruck. Die Augen des Mädchens verfolgten ihn mit einem starren Blick, der nichts Verspieltes oder Kindliches hatte. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart wie eine Fliege, die ins Visier einer Spinne geraten war. Ihre Haut war blass und wirkte beinahe durchsichtig, was ihr ein kränkliches Aussehen verlieh.

»Hier ... hier ist sie ...«, sagte er mit zitternder Stimme.

Er hielt ihr die Puppe hin. Als das Mädchen sie er-

blickte, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. Mit schnellen Schritten stakste die Kleine durch den Matsch, ohne dass die feuchte Erde an ihren Schuhen kleben blieb. Sie streckte die Arme aus und ergriff die Puppe.

»Lupita! Meine Lupita! Ich habe dich so sehr vermisst!«

Sie presste die Puppe an sich und tanzte mit ihr im Kreis. Der alte Mann schöpfte Hoffnung. Oft bemerkte sie es sofort und warf die Puppe zornig zu Boden. Leise zog er sich zurück und kehrte um. Es war immer noch totenstill um ihn herum, als er wieder zur Hütte ging. Die Anspannung wollte einfach nicht von ihm abfallen. Er hatte alles richtig gemacht, und doch wagte er kaum zu hoffen, dass es dieses Mal tatsächlich funktioniert hatte. Dass der Fluch endlich gebrochen war.

Der Mann schreckte aus dem Schlaf hoch. Da war irgendein Geräusch gewesen. Oder hatte er das nur geträumt? Eine Woche war vergangen, seit er die Puppe übergeben hatte. Noch nie hatte er so lange seine Ruhe gehabt. Vielleicht war es nur der Schrei eines Vogels gewesen, der ihn geweckt hatte.

Er lauschte in die Stille der Nacht hinein. Nichts. Außer dem Plätschern des Flusses war nichts zu hören. Er ließ seinen Kopf wieder auf das Kissen sinken, da ertönte das Geräusch erneut. Dieses Mal gab es keinen Zweifel. Ein hoher, durchdringender Klagelaut durchschnitt die Stille. Der Mann wusste, was das bedeutete. Zitternd

steckte er sich die Finger in die Ohren, doch wie immer half es nichts. Das Schluchzen war direkt in seinem Kopf. Es wuchs zu einem lauten Wehklagen an, das ihm durch Mark und Bein ging.

»Sei still!«, rief er hilflos.

»Das ist nicht meine Lupita!«, jammerte die Stimme in seinem Kopf. »Wo ist sie? Wo ist meine Lupita?«

Wieder und wieder erklang die Frage, so als wären in seiner Hütte hundert Stimmen, die ihn von allen Seiten anschrien.

»Ich bringe sie dir! Ich verspreche es! Ich bringe sie dir! Ganz bestimmt!«

Von einem Moment auf den anderen war es still in der Hütte. Schweißperlen standen dem Mann auf der Stirn. Dieses Mal war es schlimmer gewesen als je zuvor. Lange würde er das nicht mehr aushalten. Er musste alles daransetzen, eine perfekte Puppe zu finden. Schwer atmend stützte er den Kopf in die Hand. Ein Knall ließ ihn hochschrecken. Das Geräusch war von der Tür gekommen. Hatte jemand geklopft? War sie zurückgekehrt? Kalte Angst ließ seine Gelenke steif werden. Ächzend hievte er sich aus dem Bett und schlurfte langsam zur Tür. Er umfasste die Klinke mit seiner zitternden Hand. Wartete sie auf der anderen Seite? Er drückte den Knauf herunter und zog die Tür auf. Niemand war zu sehen. Der Platz vor seiner Hütte war leer. Auch der Schaukelstuhl stand verlassen da. Er hatte fast erwartet, dass dieser von selbst hin und her wippen würde, doch er bewegte sich nicht. Gerade

wollte er die Tür wieder schließen, als sein Blick auf den Boden fiel.

Er erstarrte.

Vor seinen Füßen lag der Körper der Puppe. Die Arme waren nach oben gebogen und das Kleid war verdreckt. Der Kopf der Puppe hatte sich gelöst und war in eine Pfütze gerollt. Das blonde Haar hing in schmutzigen Strähnen herab. Darunter blickten ihn die aufgemalten Augen mit ihrem strahlenden Blick an. Er bückte sich und hob die zwei Teile der Puppe auf. Dann trug er sie in die Hütte zurück. Dort wusch er das Haar der Puppe sorgfältig und trocknete es mit einem Geschirrtuch ab. Er befestigte den Kopf, so gut es ging, am Körper. Zuletzt nahm er ein Stück Schnur und fertigte eine Schlinge daraus, die er der Puppe um den Hals legte. Er ging nach draußen. Es dauerte ein wenig, bis er einen guten Platz gefunden hatte. Er nahm die kleine Stehleiter, die an der Wand der Hütte lehnte, stellte sie unter dem Strauch auf, den er ausgesucht hatte, und kletterte hinauf. Mit einem doppelten Knoten band er die Puppe an einem Ast fest. Dann stieg er wieder hinunter und verstaute die Leiter. Er drehte sich um und blickte hinauf.

Hunderte tote Puppenaugen starrten aus den Ästen der Sträucher zurück.



Ich gebe es offen zu: Ich hasse Fliegen. Jedes Mal, wenn das Flugzeug ein ungewöhnliches Geräusch von sich gibt oder ohne Vorwarnung ein paar Meter absackt, werde ich unruhig. Besonders der Landeanflug ist für mich die Hölle. Die Flügel wackeln, als würden sie jeden Moment abfallen, der Seitenwind lässt die Maschine hin und her schaukeln, und das Fahrwerk erzeugt ein Rauschen, das klingt, als würde das Flugzeug gerade in Flammen aufgehen.

Doch dieses Mal hatte ich keine Angst. Dieses Mal vergaß ich, dass ich überhaupt in einem Flugzeug saß. Der Grund war die Stadt, die sich unter mir ausbreitete: Mexico City.

Bis zum Horizont erstreckten sich die Häuser. Die Straßen, die in regelmäßigen Abständen von Laternen erleuchtet wurden, wirkten wie Spinnweben, in denen sich kleine leuchtende Tautropfen gefangen hatten. Ich hatte noch nie eine so riesige Stadt gesehen. Bisher hatte ich XXXXXXXXXX für eine Großstadt gehalten, doch als ich jetzt aus dem Fenster blickte, wurde mir klar, wie klein mein Heimatort eigentlich war.

Immer tiefer sank das Flugzeug in das Herz dieser Stadt. Die Dächer schienen zum Greifen nahe. Ich hatte

gar nicht bemerkt, dass wir uns bereits dicht über der Landebahn befanden. Das Flugzeug schüttelte sich, als es wieder Kontakt zum Boden aufnahm, und der Pilot bremste.

Als wir am Terminal zum Stehen kamen, schulterte ich meinen Rucksack und verließ zusammen mit den anderen Passagieren die Maschine. Ich musste nicht lange auf meinen Koffer warten. Nachdem ich den Zoll passiert hatte, ging ich durch die Schiebetür nach draußen.

In der Ankunftshalle erblickte ich Dutzende Menschen mit Schildern, auf denen Namen standen. Es dauerte ein wenig, bis ich das Schild mit meinem eigenen Namen entdeckt hatte. Der Mann, der es hielt, ließ seinen Blick suchend über die ankommenden Fluggäste schweifen. Zielstrebig ging ich auf ihn zu. Als er mich sah, lächelte er freundlich.

»*Bienvenido a México!*«, sagte er und gab mir die Hand.

Er hatte schwarze Haare und dunkle Haut. Eine kleine Narbe zog sich von seinem rechten Auge über seine Wange.

»Ich heiße Iván«, sagte er auf Spanisch.

»Ich bin Lili«, antwortete ich.

Er nahm mir den Koffer ab, zeigte in Richtung Ausgang und sagte noch irgendetwas, von dem ich nur die Hälfte verstand. Das kümmerliche Spanisch, das ich beherrschte, hatte ich in einem Sprachkurs gelernt, bevor ich letzten Sommer mit meinen Eltern nach XXXXXXXXXX in den Urlaub gefahren war. Es reichte, um im Restau-

rant zu bestellen oder um nach einer Wegbeschreibung zu fragen, doch bei längeren Sätzen ließ mich mein Wissen gnadenlos im Stich. Das war auch der Grund für die Reise gewesen. Ich war nach Mexiko gekommen, um richtig Spanisch zu lernen. Mein Großvater hatte als Ingenieur hier gearbeitet und meine Mutter war in Mexico City aufgewachsen. Sie hatte mir immer davon vorgezwärmt, wie groß und eindrucksvoll die Stadt sei, und ich wollte mir endlich selbst ein Bild machen. Überraschenderweise hatten mir meine Eltern sogar einen großzügigen Zuschuss spendiert. Mein Vater war zwar zuerst gar nicht begeistert davon gewesen, mich ganz allein auf eine so lange Reise zu schicken, aber meine Mutter hatte ihn überredet. »Lili ist sechzehn«, hatte sie gesagt. »Sie muss langsam lernen, auf eigenen Beinen zu stehen.« Dabei hatte sie mir verschwörerisch zugezwinkert. Sie war sich sicher, dass ich mich in die Stadt verlieben würde.

Ich folgte Iván durch mehrere Tunnel, Aufzüge und Parkdecks bis zu seinem Auto. Dafür, dass es spätabends war, war es noch sehr warm. Die Luft war schwül, und es fühlte sich an, als würde man durch eine Wolke gehen. Iván hievte meinen Koffer in den Kofferraum und ich stieg auf der Beifahrerseite ein. Als wir das Flughafengelände verließen und auf die Straße einbogen, wurde mir erst bewusst, wie unglaublich viele Leute in dieser Stadt lebten. Tausende Autos krochen auf sechs Spuren Stoßstange an Stoßstange vorwärts. An den Ampeln strömten Obdachlose zwischen den Autos hindurch und

wuschen ungefragt für ein paar Pesos die Windschutzscheiben. An einer Kreuzung jonglierten zwei Jungen in dreckigen Clownskostümen mit Tennisbällen und bettelten danach um ein paar Münzen. Sie waren einige Jahre jünger als ich. Ich hatte während des langen Fluges nicht schlafen können und allmählich machte mir die Müdigkeit zu schaffen. Hinzu kamen die vielen fremden Geräusche und Sprachfetzen und die ungewohnte Umgebung. Ich fühlte, wie dumpfes Heimweh in mir aufstieg. Noch nie war ich so weit weg von zu Hause gewesen, noch dazu ganz alleine.

Zwar hätte ich es nie zugegeben, aber der Gedanke an drei Wochen ohne meine Familie verursachte mir plötzlich ein merkwürdiges Ziehen im Bauch. Dabei war ich eigentlich ganz froh gewesen, für eine Weile meine Ruhe zu haben. Mein Vater und ich verstanden uns in letzter Zeit nicht sonderlich gut. Er war der Meinung, ich sollte mehr Zeit mit Lernen verbringen, anstatt mit Freundinnen rumzuhängen oder mit Jungs auszugehen. Schnell schob ich den Gedanken beiseite.

Die Fahrt zog sich hin. Es dauerte über eine Stunde, bis wir schließlich vor einem hellblauen Gebäude im südöstlichen Stadtteil ~~XXXXXXXXXX~~ zum Stehen kamen. Iván öffnete das schmiedeeiserne Tor und parkte im Innenhof. Das musste das Wohnheim sein, das zur Sprachschule gehörte.

Ich stieg aus, streckte mich und ließ meinen Blick über das Gebäude schweifen. Irgendwie hatte ich mir unser Domizil größer vorgestellt. Es war ein fünfstöckiger

schmuckloser Betonbau, dessen Etagen man über ein freiliegendes Treppenhaus erreichte. Einige der Fenster waren erleuchtet und es drangen Stimmen zu uns herunter. Ich war also nicht die Erste.

Ich half Iván dabei, meinen Koffer bis in den dritten Stock zu tragen. Oben angekommen, öffnete Iván die Tür zu einem winzigen Apartment. Ich trat ein und sah mich um.

Hier sollte ich also die nächsten Wochen verbringen. Das Zimmer war karg und besaß nur die nötigsten Einrichtungsgegenstände. Einen Esstisch mit zwei Stühlen, eine Couch, eine uralte Küchenzeile und einen Külschrank, der laut brummte. Im hinteren Teil befanden sich die Durchgänge zu den beiden Schlafzimmern und das Bad, das aus einer Toilette und einem verkalkten Duschkopf bestand. Da man nicht die Möglichkeit gehabt hatte, ein Einzelzimmer zu buchen, hoffte ich inständig, dass ich eine umgängliche Mitbewohnerin bekam. Auf so kleinem Raum konnte es schnell ungemütlich werden, wenn man sich mit jemandem in die Haare bekam.

Iván gab mir den Schlüssel und sagte noch ein paar Sätze, von denen ich wieder nur die Hälfte verstand. Ich folgerte daraus, dass ich mich morgen Mittag um eins mit den anderen Sprachschülern zum Essen treffen würde. Kurz bevor er die Tür hinter sich zuzog, sagte er noch etwas, das ich auf Anhieb verstand.

»Und hier drinnen keinen Alkohol! Ich passe auf!«

Dann ging er. Ich drehte den Schlüssel im Schloss um

und setzte mich auf die Couch. Ich zog mein Handy aus dem Rucksack und tippte schnell eine SMS an meine Eltern, damit sie wussten, dass ich gut angekommen war. Plötzlich hatte ich einen Kloß im Hals. Bei dem Gedanken daran, so viele Tage in diesem Ameisenhaufen von einer Stadt zu verbringen, wurde mir ganz schlecht. Ich schloss die Augen und atmete mehrmals tief durch. Nur nicht die Nerven verlieren, Lili, dachte ich. Du wirst jetzt nicht anfangen zu heulen. Nach ein paar Augenblicken verschwand das beklemmende Gefühl wieder und machte einer bleiernen Müdigkeit Platz. Ich schaffte es kaum noch, meine Augen offen zu halten. Also stand ich auf, ging ins Bad, putzte mir die Zähne und legte mich ins Bett. Obwohl die Wolldecke kratzte und die Matratze mit Backsteinen gefüllt zu sein schien, schlief ich sofort ein.



Als ich aufwachte, dauerte es einen Moment, bis mir bewusst wurde, wo ich war. Die Sonne schien durch das schmale Fenster über meinem Bett. Ich setzte mich auf und warf einen Blick auf die Armbanduhr auf meinem Nachttisch. Neun Uhr morgens! Das musste der Jetlag sein, normalerweise wurde ich von selbst nie vor elf Uhr wach.

Zwar fühlte ich mich immer noch etwas verloren in der ungewohnten Umgebung, aber das Tageslicht milderte die Angst, die ich am vorangegangenen Abend noch verspürt hatte. Ein bisschen schämte ich mich jetzt sogar. Ich war ja wohl alt genug, ein paar Tage ohne meine Eltern auszukommen! Außerdem würde ich heute die anderen Sprachschüler kennenlernen und dann würde bestimmt alles ganz anders aussehen.

Ich stand auf und schlurfte in Richtung Tür. Kurz glaubte ich, ein Geräusch gehört zu haben, und hielt inne. Wahrscheinlich waren es nur die alten Wasserrohre, die in den Mauern piffen.

Ich drückte die Klinke herunter – und zuckte vor Schreck zusammen. Auf der Couch im Wohnzimmer saß ein Mädchen. Sie war etwa so alt wie ich und verbarg ihr Gesicht in den Händen, sodass nur ihr blondes Haar zu

sehen war. Sie weinte. Anscheinend hatte sie mich noch nicht bemerkt, denn sie schluchzte laut.

Ich räusperte mich. »Hey, ist alles in Ordnung?«

Etwas Besseres fiel mir auf die Schnelle nicht ein.

Das Mädchen war mit einem Ruck auf den Beinen und sah mich verstört an.

»Ich wollte dich nicht erschrecken«, sagte ich beschwichtigend.

Sie bekreuzigte sich und atmete tief durch.

»*You scared me half to death!*«, rief sie. Dem Akzent nach zu urteilen, war sie Amerikanerin.

»Tut mir leid«, sagte ich auf Englisch. »Mein Name ist Lili.«

Ich hielt ihr die Hand hin. Zögernd nahm sie sie. Die Innenfläche ihrer Hand war feucht von ihren Tränen.

»Freut mich. Ich bin Annabelle«, antwortete sie. Sie war ausgesprochen hübsch. Ihr Gesicht, das von den blonden Locken umrahmt wurde, besaß etwas Kindliches, und ihre leuchtend blauen Augen strahlten, obwohl sie gerade geweint hatte.

»Wo kommst du her?«, fragte ich.

»Perdido Bay, Alabama. Und du?«

», Deutschland.«

Ihr Gesicht hellte sich auf.

»Oh, Germany! Meine Großmutter kommt auch aus Deutschland.« Sie legte die Stirn in Falten, dann fuhr sie in gebrochenem Deutsch fort: »Der ... dummste ... Bauer hat ... die dicksten ... Apfel!«

Ich prustete los. Damit hatte ich echt nicht gerechnet.

Annabelle lachte mit. Sie griff nach einem Taschentuch und schnäuzte sich. »Was bedeutet das?«, fragte sie dann wieder auf Englisch.

Ich erklärte es ihr.

»Aha! Jetzt verstehe ich auch, warum sie das immer zu meinem Vater gesagt hat«, erwiderte sie und grinste.

Wir setzten uns auf die Couch und unterhielten uns ein bisschen.

»Warum hast du vorhin geweint?«, fragte ich nach einer Weile vorsichtig.

Annabelle zögerte. »Na ja ... also, ich bin das erste Mal im Ausland und es ist alles so groß und unheimlich hier. Ich hab wohl irgendwie ... Panik bekommen. Du hältst mich jetzt wahrscheinlich für total verrückt.«

»Ach was«, entgegnete ich. »Mir ging es gestern Abend genauso. Es ist alles ein bisschen viel.«

»Aber jetzt ist es schon besser«, sagte sie lächelnd. »Immerhin habe ich eine nette Zimmergenossin!«

Bevor ich wusste, wie mir geschah, umarmte mich Annabelle. Dann stand sie auf und machte sich an ihrem Koffer zu schaffen.

»Brauchst du Hilfe damit?«, fragte ich.

Sie nickte und zusammen schleppten wir ihn in das zweite Schlafzimmer. Ich konnte nicht genau sagen, warum, aber irgendwie mochte ich sie auf Anhieb. Während wir gemeinsam unsere Koffer auspackten, erzählte mir Annabelle von Perdido Bay, Alabama, und ich ihr von ██████████, Germany, und je mehr Zeit wir miteinander verbrachten, desto besser verstanden wir uns.

Nachdem wir den Kühlschrank und die Küchenschränke inspiziert und festgestellt hatten, dass es nichts zu essen gab, gingen wir in den Supermarkt nebenan und deckten uns mit den nötigsten Lebensmitteln ein. Die anderen Sprachschüler waren wohl unterwegs, denn uns lief niemand über den Weg. Wir bereiteten ein üppiges Frühstück zu. Während wir aßen, blätterten wir eine Broschüre von der Sprachschule durch, in der die Sehenswürdigkeiten der näheren Umgebung verzeichnet waren.

Dabei überlegten wir, was wir mit dem Vormittag anfangen sollten. Bis zu unserem Treffen am Mittag waren noch einige Stunden Zeit. Annabelle deutete auf eines der Fotos.

»Hey, kommst du mit in die Kirche?«, fragte sie.

Ich schluckte. Annabelle hatte vorhin erwähnt, dass ihre Familie strenggläubig war. Ich hingegen hatte mit Kirche und dem ganzen Kram nicht viel am Hut.

»Äh, das ist ... nicht so mein Ding ... sorry«, stotterte ich verlegen.

»Das ist total okay«, antwortete sie. »Ich wollte nur fragen.«

Ich warf einen Blick auf die Karte. »Gehst du in die Kirche hier im Park?«, erkundigte ich mich.

»Oh, Iván hat gesagt, es gibt eine viel schönere an einem Platz etwas weiter östlich. Die wollte ich mir ansehen.« Sie deutete auf einen Punkt etwas außerhalb der Karte. »Ungefähr dort müsste sie sein. So weit ist das aber gar nicht von hier entfernt. Man kann zu Fuß hingehen.«

»Weißt du was? Ich komme doch mit«, sagte ich kurz entschlossen. »Ich kann ja ein paar Fotos machen.« Ich zwinkerte Annabelle zu. Mein Heimweh war jetzt wie weggeblasen. Ich hatte eine Freundin gefunden und zu zweit würden wir die Zeit hier schon überleben.

Ich ahnte nicht, wie optimistisch diese Einschätzung war.



Bei Tag sah die Umgebung schon viel freundlicher aus. Ich lief mit Annabelle über einen malerischen Platz, in dessen Mitte ein kleiner Musikpavillon stand. Wir durchquerten einige Grünflächen und gingen dann eine schmale Straße entlang. Diese mündete in einen kleineren Platz, an dessen Rand sich ein altes Kirchengebäude befand. »Parroquia de Simon« stand auf einem kleinen Schild. Das S war jedoch von einem Rostfleck verdeckt. Wir betraten die Kirche und Annabelle bekreuzigte sich.

Der Innenraum war wunderschön. Sonnenlicht fiel durch die bunten Fenster und verlieh dem Kirchenschiff eine romantische Stimmung. Goldene Verzierungen rankten sich an der Decke empor und unzählige Statuen und Figürchen drängten sich auf Podesten an den Wänden. Annabelle ging zum Ende des Mittelganges und kniete vor dem Altar nieder. Dann setzte sie sich in eine der Bänke und senkte den Kopf. Während sie betete, sah ich mir die Figuren und Bildchen an. Erst wenn man ganz nah herantrat, konnte man erkennen, wie filigran die Ornamente gearbeitet waren.

Ich schoss einige Fotos und war so fasziniert, dass ich gar nicht bemerkte, dass Annabelle neben mich getreten war.

»Es ist schön, nicht wahr?«, fragte sie.

»Ja. Iván hat nicht zu viel versprochen. Bist du eigentlich katholisch?«, fragte ich sie, als wir wieder nach draußen gingen.

Annabelle schüttelte den Kopf.

»Nein, aber das macht nichts. Ich glaube, dass man in jeder Kirche Gott nahe sein kann.«

»Hm«, machte ich nachdenklich.

»Glaubst du denn gar nicht an Gott?«, wollte Annabelle wissen.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß auch nicht. Ich glaube an Dinge, die ich sehen und hören kann.«

Annabelle nickte. Sie schien meine Antwort zu akzeptieren. Sie hakte sich bei mir ein, und zusammen machten wir uns auf den Weg zur Sprachschule, die zwei Straßen von den Unterkünften entfernt lag. Aus der Broschüre wusste ich, dass die Sprachschule im ersten Stock einer normalen Grundschule untergebracht war. Wir fanden das Gebäude, das in leuchtendem Orange gestrichen war, auf Anhieb.

Allerdings gestaltete es sich etwas schwieriger, den Raum ausfindig zu machen, in dem unser Mittagessen stattfinden sollte. Während Annabelle und ich durch die Gänge irrten, wurden wir von Kindern in weißen Schuluniformen neugierig beäugt. Als wir endlich beim richtigen Zimmer angelangt waren, saßen die anderen Sprachschüler bereits um einen Tisch, auf dem eine Reihe mexikanischer Spezialitäten ausgebreitet war. Die Leh-

rerin war gerade dabei, etwas zu erklären. Als sie uns sah, winkte sie uns freundlich herein.

»Da sind ja die zwei fehlenden Namen.« Nachdem wir uns vorgestellt hatten, hakte sie unsere Namen ab. »Nehmt doch bitte Platz.«

Es waren nur noch zwei einzelne Plätze frei, und ich setzte mich neben einen asiatischen Jungen, während Annabelle am anderen Ende des Tisches Platz nahm.

»Ich heiÙe Ximena und werde euch unterrichten«, stellte sich unsere Lehrerin vor. »Ich ziehe es vor, im Klassenzimmer Spanisch zu sprechen.«

Sie wechselte die Sprache und begann die einzelnen Speisen zu beschreiben. Seit dem Frühstück waren einige Stunden vergangen, und ich merkte jetzt erst, dass ich Hunger hatte. Während wir aÙen, kam ich mit meinen Mitschülern ins Gespräch, und auch Annabelle schien sich gut zu unterhalten. Mit unseren sechzehn Jahren gehörten wir zu den Jüngeren, die meisten in der Gruppe waren siebzehn oder achtzehn. Hayato, der neben mir saÙ, sprach nur wenig Englisch, aber wir waren uns einig, dass die Speisen vorzüglich schmeckten. Als ich meinen Blick über den Tisch schweifen ließ, fiel mir ein blonder Junge mit dunkelblauen Augen auf, der zu mir herübersah. Ich lächelte ihm zu, doch anstatt mein Lächeln zu erwidern, wandte er sich ab und tat so, als würde er sich auf sein Essen konzentrieren. Ich runzelte die Stirn. Dann eben nicht.

Ich probierte ein wenig von allen Gerichten. Besonders gut schmeckte mir Huhn mit Mole Poblano, einer dunk-

len Soße, die Schokolade enthielt. Als wir uns alle den Bauch vollgeschlagen hatten, entließ uns Ximena und erinnerte uns daran, dass die erste Stunde morgen um Punkt 8:30 Uhr beginnen würde. Wir strömten auf den Platz hinaus. Die Stimmung war ausgelassen. Die Schüler kamen aus allen Teilen der Welt. Annabelle war mit Benoît, dem Franzosen, der neben ihr gesessen hatte, in ein Gespräch vertieft, und ich unterhielt mich mit Sandra aus Australien und Katya aus Russland.

»Wir kennen uns noch nicht«, sagte unvermittelt eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um. Der blonde Junge hatte seine Hand ausgestreckt und lächelte mich an. Dabei entstand ein Grübchen in seiner Wange, das extrem süß aussah.

»Ich heiße Håkan«, sagte er.

»Lili«, antwortete ich und ergriff seine Hand.

»Wo kommst du her?«, fragte ich, bevor er sich abwenden konnte. Er gefiel mir auf Anhieb, und auf einmal wollte ich nicht, dass er sich Sandra und Katya vorstellte.

»Aus Schweden«, antwortete er. »Und du bist Deutsche, richtig?«

»Hört man das so deutlich?«, fragte ich.

»Ein bisschen«, sagte er. »Aber mich stört es nicht.«

Ich zermartete mein Hirn, um irgendetwas Geistreiches zu erwidern, doch mir fiel nichts ein. Zum Glück kam mir in diesem Moment ein Amerikaner zu Hilfe, den ich noch nicht kannte.

»Leute, hört mal her!«, rief er im Tonfall eines MTV-

Moderators. »Ich bin Craig und wir sind hier in Mexiko. Ihr wisst, was das heißt! Seid ihr bereit für eine *Party*?«

Es gab zaghaften Jubel.

»Leute, ich kann euch nicht hören!«

Gezwungenermaßen jubelten wir lauter.

»Okay, schon besser. Ich sage: Am Wochenende lassen wir es krachen! Jetzt müssen wir nur noch herausfinden, wo wir *Getränke* herkriegern, wenn ihr wisst, was ich meine.«

Håkan unterbrach Craig.

»Wie du schon gesagt hast, sind wir hier in Mexiko. Du bekommst hier Alkohol an jeder Ecke. Interessiert keinen, wie alt du bist.«

Ich freute mich insgeheim, dass Craig ein bisschen in seinem Eifer gebremst wurde. Doch der ließ sich so schnell nicht den Wind aus den Segeln nehmen.

»Schon klar, Mann!«, sagte er. »Aber du hast doch Ximena gehört. In der Schule und in den Unterkünften ist Alkohol streng verboten. Und dieser Iván hat Anweisungen, darauf zu achten, dass keiner unbemerkt Flaschen in die Zimmer schmuggelt.«

»Da fällt uns schon was ein«, entgegnete Håkan.

Wir verbrachten den Nachmittag mit den anderen. Auf dem Platz mit dem Pavillon spielte eine Mariachi-Band mexikanische Lieder und wir hörten ihr eine Weile zu. Durch die Gespräche und die gute Stimmung verging die Zeit wie im Flug und bald bekamen wir wieder Hunger. Benoît schlug vor, in einen kleinen Taco-Laden zu gehen, den er am Abend zuvor in einer Seitenstraße entdeckt

hatte. Das Restaurant war echt gemütlich und der Wirt begrüßte uns herzlich. Außer uns waren noch ein paar Einheimische anwesend. Gerade als wir unser Essen bestellt hatten, betrat eine kleine Gruppe mexikanischer Jugendlicher das Restaurant. Sie setzten sich an einen Tisch in der Ecke, und ich sah, dass sie uns immer wieder verstohlene Blicke zuwarfen. Nach einer Weile stand einer von ihnen auf und kam zu uns herüber.

»Gringos?«, fragte er freundlich.

Ich schaute Annabelle, die neben mir saß, fragend an.

»Ich glaube, so nennen sie die Amerikaner«, sagte sie.

Craig hob die Hand. Auch Annabelle meldete sich.

»Und die anderen?«, fragte er auf Englisch.

Reihum sagten wir, woher wir kamen.

»Ich heiße Manuel«, stellte er sich vor. Er schien sich besonders für Katya zu interessieren, denn er nahm einen Stuhl vom Nachbartisch und schob ihn zwischen sie und ihren Sitznachbarn Hayato. Jetzt kamen auch seine Freunde zu uns an den Tisch und stellten sich vor.

»Habt ihr Lust auf eine Party am Wochenende?«, fragte Craig irgendwann. Ich verdrehte die Augen. Natürlich hatte ich nichts gegen Partys, aber Craig übertrieb es meiner Meinung nach ein wenig mit seinem Eifer. Nun wollte er nicht nur verbotenerweise Alkohol ins Wohnheim schmuggeln, sondern auch wildfremde Leute einladen. Ich bezweifelte, dass das im Sinne der Veranstalter des Sprachkurses war.

Die Mexikaner waren allerdings hellauf begeistert. Zur Antwort bekam er ein vielstimmiges »*Claro que sí!*«.

»Es gibt nur ein kleines Problem«, fuhr Craig fort.
»Wir müssen irgendwie den Alkohol an diesem Iván vorbeischnuggeln.«

»Iván?«, sagte eines der Mädchen, das Dolores hieß.
»Kein Problem. Den kenne ich. Er ist in meine große Schwester Rebeca verliebt. Für sie macht er alles.«

Sofort wurden Pläne geschmiedet, wie man Iván am besten ablenken konnte oder ob es besser wäre, ihn ganz aus seinem Büro zu locken. Wir aßen Tacos und sprachen durcheinander in gebrochenem Englisch. Die Stimmung war super und die mexikanische Clique saß bald komplett an unserem Tisch. Irgendwann bemerkte ich, dass Annabelle gar nicht mehr neben mir saß. Sie hatte sich mit einem der mexikanischen Jungs in eine Ecke verzogen und die beiden schienen sich angeregt zu unterhalten. Der Junge hatte dunkle Locken und ein charmanteres Lächeln. Er sah ziemlich gut aus, auch wenn er nicht unbedingt mein Typ gewesen wäre. Man konnte auf hundert Meter erkennen, dass Annabelle ihm gefiel. Auch Annabelle hatte nur Augen für ihn und spielte verlegen mit ihrem Haar. Ich freute mich für sie. Heute Morgen hatte sie noch vor Heimweh geheult und jetzt hatte sie schon einen hübschen Latin Lover an der Angel.

Als sie aufstand und an unserem Tisch vorbeiging, zupfte ich sie am Ärmel.

»Wer ist denn dein neuer Freund?«, fragte ich und zwinkerte ihr zu.

»Er heißt Lorenzo«, säuselte sie. »Ist er nicht süß?«

»Ganz niedlich«, gab ich zu.

»Du hast aber auch schon eine nette Bekanntschaft gemacht«, meinte sie und nickte in Richtung Håkan.

Ich lächelte vielsagend.

»Es geht doch hier um kulturellen Austausch, oder?«

Annabelle ging in Richtung der Toiletten. Ich blickte zu Lorenzo hinüber – und stutzte.

Er hatte sich vorgebeugt und betrachtete angestrengt den Stuhl, auf dem Annabelle gesessen hatte. Dann hob er mit spitzen Fingern etwas auf. Er spannte es zwischen Daumen und Zeigefingern seiner Hände. Im Licht der Leuchtstoffröhren glitzerte es. Ein fast gieriger Ausdruck machte sich auf Lorenzos Gesicht breit. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Was war so besonders daran?

Es handelte sich doch nur um eins von Annabelles Haaren.



Es wurde spät und allmählich spürte ich den Jetlag. Meine Augen drohten schon zuzufallen. Wir bezahlten und verabredeten uns mit den Mexikanern für das Wochenende. Wir hatten einen todsicheren Plan geschmiedet, um Iván abzulenken. Jetzt musste nur noch Rebeca, die große Schwester von Dolores, mitspielen. Wir gingen in Richtung der Unterkünfte. Während Annabelle die Tür zu unserem Zimmer aufschloss, plapperte sie ohne Punkt und Komma.

»Wir sind gerade mal einen Tag hier und haben schon Jungs kennengelernt! Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie aufregend das für mich ist! Meine Eltern lassen mich nicht mal die Tür zumachen, wenn ich mit einem Jungen auf dem Zimmer bin.«

Sie ließ sich auf die Couch fallen, umklammerte eines der Kissen und verdrehte schwärmerisch die Augen.

»Lorenzo ist echt süß, findest du nicht?«

»Mhm«, brummte ich nachdenklich und setzte mich auf einen der Stühle. Irgendetwas an seinem Verhalten hatte mich gestört, und zwar nicht nur die Sache mit dem Haar. Mir war aufgefallen, dass er Annabelle während des ganzen Abends immer wieder durchdringend betrachtet hatte, wenn sie gerade abgelenkt gewesen

war. Und zwar nicht so, als wäre er verliebt. Es hatte eher so gewirkt, als würde er ihr Aussehen genauestens prüfen ... Ich konnte mir einfach nicht erklären, was er damit bezweckte.

Aber wahrscheinlich sah ich bloß Gespenster. Schließlich steckte mir der lange Flug noch immer in den Knochen und das ungewohnte Klima machte mir ebenfalls zu schaffen.

»Wir haben uns für morgen Nachmittag im Park verabredet«, erzählte mir Annabelle mit leuchtenden Augen. »Lorenzo möchte mir die Umgebung zeigen.«

Überrascht sah ich auf. »Glaubst du, dass das so eine gute Idee ist?«, fragte ich. »Du kennst ihn doch kaum.«

Annabelle sah mich verständnislos an. »Warum denn nicht? Es ist doch total nett von ihm, dass er mir das angeboten hat. Außerdem kann ich dann meine neu erworbenen Spanischkenntnisse gleich einsetzen.« Sie zwinkerte mir zu.

Ich seufzte. »Na ja, wenn du meinst. Aber bitte pass auf dich auf, okay? Wir kennen hier niemanden und das ist eine fremde Stadt. Bleib lieber in der Nähe.«

»Pfff!«, machte Annabelle. »Du klingst ja wie meine Mutter!« Sie wirkte plötzlich genervt.

Ich seufzte innerlich. Annabelle schien sich tatsächlich in Lorenzo verguckt zu haben, und es war wohl zwecklos, ihr das Date ausreden zu wollen. Und vielleicht waren meine Bedenken auch völlig unbegründet. Trotzdem versuchte ich es noch einmal.

»Ich mein ja nur ... Ihr habt euch gerade erst kennen-

gelernt und manchmal täuscht der erste Eindruck. Sei einfach vorsichtig. Sonst mache ich mir Sorgen.«

Annabelle schien zu merken, dass sie ein wenig überreagiert hatte.

»Schon okay«, sagte sie jetzt etwas freundlicher. Dann verzog sich ihr Mund zu einem schiefen Lächeln. »Was ist eigentlich mit deinem Håkan? Ihr versteht euch ziemlich gut, oder?«

»Mal sehen«, erwiderte ich. »Er scheint ganz nett zu sein.«

Plötzlich traf mich das Kissen im Gesicht.

»Hey!«, rief ich. »Was soll das denn?«

»*Ganz nett?* Das kannst du deiner Großmutter erzählen«, kicherte Annabelle. »Ich habe gesehen, wie du ihn angelächelt hast. Das war mehr als nur *ganz nett*.«

Jetzt musste ich selbst schmunzeln.

»Okay, er sieht gut aus und er scheint mehr als drei Gehirnzellen zu besitzen. Aber ich glaube, was Flirten angeht, muss man ihm ein bisschen auf die Sprünge helfen.«

»Ach, das wirst du ihm schon beibringen«, gab Annabelle zurück.

Wir lachten beide los.

Am nächsten Tag stand die erste Spanischstunde an. Mit unseren bisherigen Spanischkenntnissen lagen Annabelle und ich etwa im Mittelfeld der Schüler. Hayato konnte kaum zwei Worte sprechen, und Benoît sprach so gut, dass ich mich fragte, warum er überhaupt Unterricht

nahm. Einen guten Teil der Stunde verbrachten Annabelle und ich damit, über Jungs zu reden. Annabelle war wahnsinnig aufgeregt, weil sie sich nach dem Unterricht mit Lorenzo zu ihrem Date im Park treffen würde. Sie hatte deshalb heute Morgen ein besonders hübsches Kleid angezogen und mich zigmal gefragt, ob sie ihre Haare lieber offen oder zusammengebunden tragen sollte. Sie hatte sich sogar Make-up von mir ausgeliehen. Ich fand sie zwar auch ungeschminkt wahnsinnig hübsch, musste aber anerkennend feststellen, dass der Lidschatten ihre blauen Augen noch mehr strahlen ließ.

»Bei *dem* Look wird sich Lorenzo garantiert in dich verknallen ... falls er das nicht schon hat«, hatte ich zu ihr gesagt. Das dumpfe, mulmige Gefühl, das sich irgendwo tief in meinem Inneren bemerkbar machte, schob ich beiseite. Aus dem, was Annabelle mir über ihre Familie erzählt hatte, schloss ich, dass sie daheim längst nicht so viele Freiheiten hatte wie ich. Daher war es doch nur verständlich, dass sie die Zeit hier in Mexico City genießen wollte. Sie brauchte mich nicht als ihre Aufpasserin. Oder?

Als die Stunde zu Ende war und wir alle auf den Platz hinausströmten, passte ich Håkan ab. Ich hatte beschlossen, die Initiative zu ergreifen. Ich würde ihn geradeheraus fragen, ob er mit mir etwas essen gehen wollte. Ohne die anderen, nur wir beide.

»Hi«, sagte ich und lächelte ihn an. »Sag mal, hast du heute noch was Bestimmtes vor?« Die Frage schien ihn zu verunsichern.

»Ich dachte nämlich, wir könnten vielleicht –«

In diesem Moment schlug Craig Håkan von hinten auf die Schulter.

»Mann, wir warten schon alle auf dich! Was ist los, kommst du mit? Oder willst du hier Wurzeln schlagen?«

Håkan lief rot an.

»Äh ... sorry, ich bin schon mit den Jungs zum Fußballspielen verabredet.«

Er warf mir einen entschuldigenden Blick zu.

»Aber ... vielleicht morgen?«

Ich nickte und zuckte halb mit den Schultern. »Okay. Viel Spaß!« Es passte mir zwar nicht, dass er lieber Fußball spielen ging, aber ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

Nachdem Håkan und die anderen Jungs verschwunden waren, blieb mir nichts anderes übrig, als mit Sandra und Katya die Zeit totzuschlagen. Wir setzten uns in ein Café und bestellten Sandwiches. Die Unterhaltung geriet allerdings recht bald zu einer Katastrophe. Ich stellte fest, dass die beiden völlig verschieden waren. Katya wollte nur über Schuhe und Handtaschen reden und wie billig man hier an die besten Markenklamotten kam, und Sandra sprach nur über die Abholzung des Regenwaldes in Lateinamerika. Da ich mich mit beiden Themen weder auskannte noch großes Interesse daran hatte, aß ich schweigend mein Sandwich. Als ich am Abend in mein Zimmer kam, brummte mir der Kopf von Gucci-Preislisten und brennenden Urwäldern.